

Brigitte Jünger

Der Mantel



ISBN 978-3-7026-5932-5

1. Auflage 2019

Einbandgestaltung: b3k

© 2019 Verlag Jungbrunnen Wien

Alle Rechte vorbehalten – printed in Austria

Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH, A-9431 St. Stefan

Brigitte Jünger

Der Mantel

Jungbrunnen

Brigitte Jünger

wurde 1961 in Köln geboren. Sie studierte Germanistik, Kunstgeschichte und Psychologie und arbeitet als Autorin und freie Journalistin für mehrere Rundfunkanstalten in Deutschland. Sie macht Hörfunkbeiträge zu Themen wie Musik, Kunst, Religion, Zeitgeschichte, Naher Osten und das Zusammenleben verschiedener Kulturen.

Für Helena, Hannah und Alexander

**Agnes Stielow, siebenundsiebzig Jahre alt, immer noch
rothaarig, wie als kleines Mädchen schon, wohnt in
Stommeln, wo sie geboren wurde**

Der Mantel der „ärm Jüdefrau“ begleitet mich schon, solange ich denken kann. Als ich ein kleines Kind war, seufzte mein Großvater einen seiner tiefen, gedankenschweren Seufzer, wenn die Großmutter im Frühling und im Herbst alle Kleider aus den Schränken holte und die Jacken und Hosen, die Sonntagskleider und Wintermäntel zum Lüften draußen auf die Leine hängte. Ein schwarzer, etwas altmodischer Damenmantel kam dabei zum Vorschein, der von allen mit größter Ehrfurcht behandelt wurde. Meine Großmutter bürstete noch das allerkleinste, unsichtbarste Stäubchen mit bedächtiger Vorsicht von den Ärmeln oder dem Kragen, kontrollierte den Saum und wischte über die sieben schwarzen Knöpfe. Wenn sie den Mantel nach einigen Stunden an der frischen Luft wieder hereinholte, betrachtete sie ihn erneut, fuhr noch einmal mit der Hand an ihm hinunter und seufzte ebenfalls. Dann bekam er ein paar neue Mottenkugeln verpasst und wanderte zurück in den großen Schrank im Schlafzimmer der Großeltern. Ich schaute dabei zu, wippte auf der Bettkante vor und zurück und erinnerte mich daran, dass dieser feine, schwarze Damenmantel in der Familie gehütet wurde, seit ich denken konnte. Ganz am Ende des Krieges, als die Amerikaner schon in Stommeln waren und es in ein Ober- und ein Unterdorf aufgeteilt hatten, mussten wir unser Haus des Öfteren stundenweise verlassen, denn die nahegelegene Bahnlinie wurde immer noch bombardiert. Dann suchten wir bei einer Familie im anderen Dorfteil Unterschlupf. Wenn wir zurückkamen, fanden wir manchmal die Schränke durchwühlt, und einmal lag sogar

dieser schwarze Mantel auf dem staubigen Boden. Seither war er dabei, wenn wir das Haus verlassen mussten. Eingeschlagen in ein Bettlaken lag er zuoberst auf dem Handwagen, mit dem wir einige lebensnotwendige Dinge in Sicherheit brachten.

Den Auftrag der „armen Judenfrau“ nahm mein Großvater sehr ernst. Sie hatte den Mantel bei ihm, dem Schneidermeister Gottfried Johnen, für sich nähen lassen. Als sie fortmusste, bat sie ihn, den Mantel für sie aufzubewahren, damit sie das gute Stück nach dem Krieg, wenn sie wieder zurückgekehrt war, endlich tragen könne. Mein Großvater, der ein außerordentlich guter Schneider war, schaute weder auf den Stand noch auf die Religion seiner Kunden und nahm den Mantel in seine Obhut. Ich kann mich allerdings nicht erinnern, dass wir irgendein anderes Kleidungsstück seiner Kunden mit uns genommen hätten.

Als der Krieg zu Ende war, warteten die Großeltern lange auf die Rückkehr der Besitzerin. Immer wieder fragte mein Großvater Leute aus dem Nachbardorf, ob Frau Jenny Stock, ihr Mann Max und die Kinder Susi und Wolfgang nicht endlich zurückgekommen seien. Doch niemand wusste, was aus ihnen geworden war.

So gingen die Jahre ins Land und meine Großeltern gaben das Fragen auf. Aus dem Warten wurden Stirnrunzeln und Kopfschütteln. Das ganze merkwürdige Bedauern, das diesen Mantel nun und für alle Zeit umgab, gehörte so selbstverständlich zu seiner Erscheinung wie die Tatsache, dass niemand den Mantel jemals anzog. Wenn jemand wie Lehnerts Kätt, die zufällig einmal vorbeikam, als die Kleidungsstücke im Frühling auf der Leine flatterten, zu meiner Großmutter sagte: Mariechen, der würde dir doch wie angegossen passen!, erntete sie empörten Widerspruch: Das ist doch der Mantel von der armen Judenfrau! Und dabei blieb es.

Der Mantel wurde ein Teil von uns. Er wanderte vom Schrank meiner Großeltern in den Schrank meiner Eltern. Meine Mut-

ter hegte und pflegte ihn ebenso wie meine Großmutter. Heute hängt der Mantel in meinem Kleiderschrank. Wenn ich ihn zum Lüften gelegentlich heraushole und über den schwarzen Stoff streiche, überkommt mich ein Gefühl, das ich gar nicht beschreiben kann.

Denn der Mantel ist mehr als nur ein Mantel. Der Mantel, das ist die Familie Stock.

In meinem Kleiderschrank, unmittelbar neben meinem Bett, führen sie ein Leben, das keine Gegenwart und keine Zukunft hat, aber sehr viel Vergangenheit.

Von vielen anderen Menschen ist gar nichts geblieben, außer vielleicht einer Postkarte, geschrieben aus einem der Lager an die, die zu Hause geblieben waren, an die Nachbarn, an Freunde oder Bekannte. Dazu hatten die, die abtransportiert worden waren, noch Zeit, und Zeit bedeutete Hoffnung. Solche Postkarten liegen heute in dem einen oder anderen Museum.

Mein Schrank ist kein Museum. Der Mantel in meinem Kleiderschrank, eine Armlänge vom Bett entfernt, ganz in der Nähe meiner Herzgegend, ist ein Familienerbstück. Einerseits. Mehr noch, er ist wie eine zweite Haut, unter der die Vergangenheit lebendig ist.

Diese Vergangenheit teilt sich in eine Geschichte vor dem 18. Juli 1942 und eine danach. Über die erste Geschichte, aus der Zeit, als der Mantel noch Jenny Stock gehörte, weiß ich wenig. Eigentlich nur, dass mein Großvater, der Schneidermeister Gottfried Johnen, den Mantel für seine Kundin Jenny Stock genäht hat. Über die zweite Geschichte, die der Mantel in unserer Familie hat, nachdem Jenny Stock meinen Großvater gebeten hatte, ihn für sie aufzubewahren, weiß ich eine Menge.

Nach all dem hatte schon lange niemand mehr gefragt. Bis Fanette kam.

2

Fanette, vierzehn Jahre alt, erwartungsvoll, was die Zukunft angeht, aber besorgt an diesem Morgen, wohnt in
Paris, 12. Arrondissement,
Rue de Bercy No. 2, dritte Etage rechts

Das Klopfen! Wo war das Klopfen in dieser Nacht gewesen? Fanette schlug die Augen auf und betastete mit den Fingerspitzen die Wand hinter ihrem Rücken.

Auf der anderen Seite der Wand, in der Wohnung direkt nebenan, stand das Bett von Monsieur Schatz. Ein altes Bett aus dunklem Holz, das am Kopf- und am Fußende geschwungen war, wie eine in der Bewegung erstarrte Meereswelle. Dazwischen türmten sich Kissen und Decken, in denen der schmale alte Mann zu versinken drohte. Seine klaren, tiefblauen Augen im faltigen Gesicht waren die Bojen, die ihn an der Oberfläche hielten.

Bist du da?

Normalerweise sandte Monsieur Schatz regelmäßig Morsezeichen durch den riesigen schwarzen Ozean der Nacht, um Fanette und sich selbst zu vergewissern, dass er noch da war.

Hatte er durchgeschlafen?

Es wäre das erste Mal in der ganzen langen Zeit gewesen, die Fanette den Nachbarn schon kannte. Praktisch war das ihr ganzes Leben lang, auf jeden Fall aber das ganze Leben, an das sie sich erinnerte. Seine quälende Schlaflosigkeit gehörte ebenso dazu wie sein dichtes weißes Haar und der siebenarmige Leuchter auf der Kommode.

„Hypnos, der Gott des Schlafes, flieht vor den Dingen, die in meinem Kopf herumspuken“, pflegte Aron Schatz zu sagen. Aber das hörte sich so sanft und verständnisvoll an, als wäre eher der Schlaf zu bedauern als der alte Mann selbst.

Fanette musste lächeln. In der Welt des Monsieur Schatz gab es keine toten Dinge. Auch die Sorgen und sogar die Angst waren lebendige Wesen, die sich abwechselnd zu ihm gesellten, auf seiner Bettkante hockten oder zu ihm sprachen.

Bei ihm konnten sich Bäume Geheimnisse zuflüstern, Kochtöpfe erzählten wundersame Geschichten und sogar der Hund des Gemüsehändlers hatte etwas mitzuteilen, wenn man nur in der Lage war, ihn zu verstehen.

Früher, als Monsieur Schatz das Haus noch verließ, hatte sich Fanette jeden Tag davon überzeugen können, wenn sie zusammen mit ihm eine Runde durchs Viertel gemacht hatte. Rue de Dijon, Rue Joseph Kessel bis in den Parc de Bercy und manchmal bis an die Seine. Unter einem der Bäume saßen sie dann und Monsieur Schatz wies nach oben auf eine Stelle am Baumstamm, wo einmal ein Ast gewesen sein musste. Jetzt war da nur noch eine verharzte Stelle, die aussah wie eine große Ohrmuschel.

„Jede Nacht bekommt der Baum Besuch von jemandem, der etwas auf dem Herzen hat und mit niemandem darüber sprechen kann“, hatte Monsieur Schatz ihr erzählt und Fanette hatte sich vorgenommen, irgendwann einmal in der Nacht hierherzukommen, um zu sehen, wie jemand aussah, der mit niemandem sprechen konnte. Dann wanderten sie weiter durch den Park und die Straßen und schließlich zurück nach Hause, durch die Rue George Gershwin, in der Monsieur Schatz immer ein ganz bestimmtes Lied piffte, weiter durch die Rue de Chablis bis in die Rue de Bercy Nummer 2. „Ströfeln“ nannte er das, ein Wort aus seiner Muttersprache, das sich nicht ins Französische übersetzen ließ. Es bedeutete so viel wie promenieren oder einfach spazieren gehen. Er hatte ihr dieses und unendlich viele andere deutsche Worte beigebracht, sodass die Sprache ihr mühelos über die Lippen ging.

Aron Schatz war Nachbar, Großvater und Vater in einer Person. Vertraut seit Anbeginn, doch immer umgeben von einer riesigen Portion Freiheit, die er jedem Menschen ließ.

Fanette tippte mit ihren Fingerspitzen gegen die Wand, ein leichtes, zaghaftes Klopfen, das nach dem Freund forschte, doch unbeantwortet blieb.

War das der Augenblick? Der eine, der unvorstellbare Augenblick?

Fanette versuchte, das Unaussprechliche nicht zu denken. Stattdessen schlug sie energisch das Plumeau zurück und schwang die Beine aus dem Bett. Auf der Kante der Matratze blieb sie sitzen, stützte die Ellbogen auf die Oberschenkel und legte den Kopf in beide Hände. Halb sieben.

Sollte sie den Schlüssel nehmen und nach nebenan gehen? Nachmittags, wenn sie aus der Schule kam und Maman, wie immer, nicht zu Hause war, war das normal. Aber morgens um halb sieben? Fanette fürchtete, sie könnte Monsieur Schatz bei irgendetwas überraschen, das nur ihm gehörte. Wie er zum Beispiel in einer Ecke seines Wohnzimmers stand und, vertieft in unverständliches Gemurmel, seinen Oberkörper vor- und zurückwiegte. Sobald sie daran dachte, erfasste Fanette der gleiche Schauer wie damals, als sie ihn zum ersten Mal so gesehen hatte.

War es im letzten Jahr gewesen? Da hatte sie ihren Pulli nebenan bei Monsieur Schatz liegen gelassen. Als sie ihn am nächsten Tag holen wollte, machte der Nachbar nicht auf. Da hatte sie mit ihrem Schlüssel die Tür geöffnet und war in die Wohnung gegangen.

Fanette hatte den Flur betreten und nichtsahnend das Wohnzimmer erreicht. Im nächsten Augenblick war sie erstarrt, als sie ihn dort in der Ecke neben dem Fenster stehen sah, um die gebeugten Schultern ein Tuch gelegt, das an den Enden blau gestreift war. Er hielt ein Buch in den Händen und wippte langsam vor und zurück. Es war nicht zu erkennen, ob er Fanette bemerkt hatte oder nicht.

Sie aber hatte sofort verstanden, dass er vollkommen versunken war in einer unsichtbaren Welt, zu der nur er den geheimen

Zugang besaß. Eine unbekannte Energie umfasste ihn ganz und gar, als befände er sich in einer Art Raumschiff, das ihn an einen unbekanntes Ort entführte, wobei sein Körper doch gleichzeitig in diesem Zimmer geblieben war. Er hatte Geheimnisse, über die er noch nie gesprochen hatte.

Fanette hatte die Erstarrung, in die sie damals für einige Sekunden gefallen war, abgeschüttelt und war auf Zehenspitzen wieder aus dem Zimmer hinausgeschlichen.

Ob Monsieur Schatz sie bemerkt hatte oder nicht, darüber verlor er kein Wort, deshalb wusste sie bis heute nicht, ob sie tatsächlich unsichtbar geblieben war oder ob er sie nur nicht ein zweites Mal in eine peinliche Situation hatte bringen wollen.

Drei Minuten nach halb sieben.

Fanette warf die zerzausten schwarzen Haare nach hinten und verscheuchte die Gedanken. In diesem Augenblick gab ihr Handy, das neben dem Bett auf dem Boden lag, ein schrilles Pling von sich. Moumouche! Wer sonst schrieb so früh am Morgen schon eine Nachricht?

Eiskonservierung – die Überlebenslösung!

Okay? Was sollte das jetzt heißen? Fanette brauchte gar nicht nachzufragen. Moumouche hatte mit Sicherheit wieder irgendeinen Artikel in der Zeitung entdeckt, von dem er ihr erzählen wollte, wenn er sie nachher abholen kam.

Fünf Minuten nach halb sieben, jetzt musste sie endgültig aufstehen. Noch einmal zögerte Fanette. Diesmal lauschte sie Richtung Flur und horchte darauf, ob die Wohnungstür nicht ins Schloss fallen würde. Jean-Claude? Philippe? Luc? Mamans Liebhaber zogen es üblicherweise vor, ungesehen in den Tag zu verschwinden. Fanette war das mehr als recht. Sie schüttelte sich bei dem Gedanken, morgens einem Mann am Frühstückstisch begegnen zu müssen, der womöglich unrasiert war oder, noch schlimmer, nach einem übertrieben starken Rasierwasser roch.

Maman wusste das, obwohl sie nie darüber gesprochen hatten. Vielleicht zog sie dieses Verschwinden der Männer genauso vor wie Fanette. Reden war weiß Gott nicht ihre Stärke. Jedenfalls nicht, wenn es um persönliche Dinge ging. In ihrem Geschäft hingegen konnte sie quasseln, bis einem die Ohren abfielen. Es war ja auch viel einfacher, einen Kunden über den Unterschied zwischen Goldlegierung und Silberimitat aufzuklären, als Fanette ständig neue „Freunde“ vorstellen zu müssen. Maman liebte das *Pièces d'Or*, den piekfeinen Laden in der Rue de la Paix, mehr als alles andere auf der Welt. Er war ihr Heiligtum, dabei war sie dort nur angestellt, aber sie fühlte sich wie die eigentliche und rechtmäßige Besitzerin. Jedes Schmuckstück in diesem Geschäft hatte eine riesige Vitrine ganz für sich allein. Fanette musste jedes Mal lachen, wenn sie an die maßlose Platzverschwendung dachte. Das allein machte ein Viertel der unglaublichen Preise aus, die der Kram kostete.

Kein Laden, in den Moumouche überhaupt nur eingelassen worden wäre.

Ja, man musste eingelassen werden! Ein bulliger Mann im schwarzen Anzug stand vor der Tür und ließ nur diejenigen hinein, die ihm vertrauenswürdig erschienen.

Ob er auch schon mal bei ihnen zu Hause übernachtet hatte? Fanette hatte keine Ahnung und war froh, dass Maman sie damit verschonte.

Auf dem Weg ins Badezimmer sah sie durch das Milchglas der Küchentür den Schatten ihrer Mutter an der Anrichte, vermutlich mit der Kaffeetasse in der Hand. Ob sie schon auf Fanní, mit Betonung auf dem *i*, wartete?

Wenn sie bloß nicht wieder mit ihr diskutieren wollte! Seit zwei Wochen ging das jetzt so. Fanette konnte den Verlauf solcher Gespräche schon auswendig herunterbeten.

„Vier Wochen Auslandsaufenthalt und du willst in keine deutsche Großstadt? Gibt es noch dümmere Ideen? Was denkst

du, wofür ich mein Geld ausbebe? Vier Wochen Landleben in einem öden Dorf, in dem du die Schafe zählen kannst? Wenn du schon die Möglichkeit hast, ein paar Wochen in Deutschland zu verbringen, dann musst du dort auch das richtige Leben kennenlernen, Kunst, Kultur, Geschichte, Geschäfte! Wenn du nur abhängen willst, kannst du auch zu Tante Jeanne nach Aubignac fahren, das ist billiger.“

Maman mochte keine Ferien und schon gar nicht auf dem Land. Eine Woche Nizza war das Äußerste, was sie sich gönnte, mit oder ohne Fanni.

Was den Auslandsaufenthalt anging, hatte Fanette irgendwann aufgehört zu argumentieren und auf stur gestellt. Maman machte sie einfach nur wütend. Du wirst das nicht für mich entscheiden! Wie ein Mantra ging Fanette dieser Satz durch den Kopf, sooft sie an die Auseinandersetzungen mit ihrer Mutter dachte. Sie würde sich nicht dreinreden lassen und alleine bestimmen, wohin sie fuhr. Das hatte sie sich felsenfest vorgenommen.

Obwohl es ihr wirklich nicht leicht fiel, sich zwischen Hamburg, München, Köln oder Buxtehude, Ottobrunn, Pulheim – einer großen Stadt oder dem Umland – zu entscheiden. Im Internet sahen die großen Städte allesamt gleich interessant aus. Die kleinen, na ja, sie waren klein, aber einmal etwas anderes. Maman war für Hamburg oder München, da gab es wenigstens annähernd ähnliche Geschäftsstraßen wie in Paris, Betonung auf annähernd. Schon das hatte Fanettes Widerwillen hervorgerufen und ihren Widerspruchsgeist geweckt.

„Warum nicht Köln? Davon heißt es, es wäre so etwas wie das Paris des Nordens.“

Maman hatte eine wegwerfende Handbewegung gemacht. „Das muss die Erfindung eines schlauen Tourismusedirektors gewesen sein. Diese Stadt ist hässlich und dreckig und das Geschäftsleben – unterirdisch! Kein Modeschöpfer ist jemals auf

die Idee gekommen, dort ein Geschäft zu eröffnen. Es fehlt an Kundschaft. Warum ist nicht Düsseldorf im Angebot?“

Keine Ahnung, woraus Maman ihr Wissen schöpfte. Sie hielt sich etwas auf ihre Kundenkontakte und die Erfahrungen der Vertreter zugute, die zu ihr ins *Pièces d'Or* kamen und von ihren Reisen ins Ausland erzählten.

„Aber Monsieur Schatz!“

Maman verdrehte wieder einmal die Augen. „Ja, er ist vor fast hundert Jahren in Köln zur Welt gekommen. Ist das ein Argument? Meinst du, du würdest noch irgendwas von *seinem* Köln vorfinden?“

Fanette lehnte sich an die Fliesen in der Dusche, stellte das Wasser an und prüfte die Temperatur zuerst mit den Füßen. Bei nächster Gelegenheit würde sie Monsieur Schatz um Rat fragen.

3

**Aron Schatz, fünfundneunzig Jahre alt, schlecht auf den
Beinen, wohnt in Paris, 12. Arrondissement,
Rue de Bercy No. 2, dritte Etage links**

Monsieur Schatz lag kerzengerade ausgestreckt in seinem Bett und starrte an die Decke. Die Wohnungstür nebenan war gerade ins Schloss gefallen, so wie eine Tür das normalerweise tut: mit einem leichten metallischen Schnappen, das von einem hölzernen Nachklang begleitet wird. Kein Geschrei, kein Gezeter. Gut!

Monsieur Schatz lauschte in die Stille und dachte an seine Mutter, die selige Machale, die ihn vor fünfundneunzig Jahren in Köln zur Welt gebracht hatte. Käme Machale jetzt ins Zimmer, hätte sie bei seinem Anblick ausgerufen: „Junge, was starrst du Löcher in die Luft, als würdest du dafür bezahlt! Steh endlich auf und beweg dich oder sollen sich die Hühner heute ihr Futter selbst aus dem Kasten holen?“